

Der Duden heisst die Bösewichtin willkommen

Das bekannteste deutsche Wörterbuch hadert mit dem Maskulinum – und muss sich vorwerfen lassen, in den Sprachgebrauch einzugreifen

URS BÜHLER

«Verbrecher sind selten überdurchschnittlich schlau»: Wenn es nach dem Duden, pardon: der Dudenredaktion, geht, sollen sich durch diesen Satz bald nur noch männliche Kriminelle beleidigt fühlen. In der Online-Ausgabe des Wörterbuchs nämlich wird im Laufe dieses Jahres bei rund 12 000 maskulinen Funktions- oder Berufsbezeichnungen die geschlechtsübergreifende Bedeutung getilgt. Bei «Mieter» etwa findet man auf duden.de nun einzig noch den Vermerk: «männliche Person, die etwas gemietet hat». Dafür wird das jeweilige weibliche Pendant mit einem etwa gleich ausführlichen Eintrag aufgewertet.

Dies kann als Sargnagel für das sogenannte generische Maskulinum oder zumindest als Kampfansage verstanden werden – und sorgt entsprechend für Aufruhr. Sprachwissenschaftlerinnen melden sich kritisch zu Wort, und der Verein Deutsche Sprache ruft zum Widerstand auf: Sein Protestschreiben trägt den alarmistischen Titel «Rettung der deutschen Sprache vor dem Duden», die hundert Erstunterzeichner stammen vor allem aus akademischen Kreisen. Innert eines Monats sind nun rund 20 000 Unterschriften hinzugekommen – aus allen Berufs- und Gesellschaftsgruppen, wie der Verein mitteilt.

Die Sache mit dem Geschlecht

Der Duden darf die Resonanz zunächst als Zeichen dafür werten, noch immer als massgebliches Inventar des Deutschen zu gelten. Tatsächlich sehen ihn viele, wenngleich die Regeln seit über zwanzig Jahren der Rat für deutsche Rechtschreibung festlegt, als verbindliche Instanz. In dieser Funktion aber hat die Redaktion bis anhin Entwicklungen des allgemeinen Sprachgebrauchs abgebildet, ob ihr diese gefallen oder nicht. So führt sie bei der Redewendung «Das passt wie die Faust aufs Auge» als Nebenbedeutung «genau passen» auf – das Gegenteil der ursprünglichen Bedeutung, da es offenbar genug Indizien für einen solchen Verständniswandel gibt. Und für Wörter, die aus dem Gebrauch kommen, kennt sie ein dreistufiges Pensionierungsverfahren: Zuerst gelten sie als «veralten» (Weib), dann als «veraltet» (Irrenanstalt), ehe sie ganz getilgt werden (falls kein zweiter Frühling sie rettet).

Und das generische Maskulinum soll nun einfach stufenlos abgewürgt werden? Dagegen liessen sich zunächst einmal ein paar linguistische Argumente ins Feld führen. So ist etwa das Suffix «-er» ursprünglich bloss eine Markierung, um ein Verb in ein Nomen umzuwandeln. Es macht etwa aus «verbrechen» die «Verbrecher» (und manchmal zaubert die Sprachgemeinschaft mit einem weiteren Suffix ein Femininum wie «Zwängerei» daraus hervor). Zudem ist das lateinische Genus, das gerne mit «grammatisches Geschlecht» übersetzt wird, eher eine Gattung, meist ohne direkten Bezug zu biologischen Tatsachen. Gerne wird das an Beispielen wie «Tisch» aufgezeigt, was insofern unsinnig ist, als niemand einem Möbelstück Geschlechtsmerkmale zuordnen würde.

Bei Berufs- und Funktionsbezeichnungen hingegen ist es selbstverständlich ebenso richtig wie wichtig, dass sich im letzten Jahrhundert weibliche Formen wie «Ärztin», «Professorin» gleichwertig zu den männlichen gesellt haben. Auch sind in vielen Situationen Formen wie «Einsatzkräfte» oder «Ratsmitglieder» hilfreich, die einigermaßen elegant beide Geschlechter einbeziehen. Sklavisch an sperrigen Doppelformen zu hängen, wenn etwa eine Berufsgruppe im Vordergrund steht, erscheint indes keineswegs zwingend. Schliesslich werden umgekehrt auch Begriffe mit weiblichem Genus wie «Koryphäe» oder «Person» nicht automatisch mit Frauen assoziiert.



Es geht auf keine Kuhhaut, was der Sprache heute alles aufgebürdet wird.

SIMON TANNER / NZZ

Die Sprache kann die Verhältnisse dieser Welt weder passgenau abbilden noch verbessern, doch dient sie im Alltag in erster Linie der Kommunikation.

Die NZZ etwa führt in ihren publizistischen Leitlinien einen Passus zum «Umgang mit gendergerechter Sprache» mit der Hauptbotschaft, die Redaktion befürworte eine ausgeglichene Verwendung von Geschlechterbezeichnungen, stelle aber grammatische Korrektheit, Verständlichkeit und guten Lesefluss über eine kompromisslose Umsetzung.

Den gelegentlichen Einsatz des generischen Maskulinums wird wohl ein Grossteil unserer Leserschaft tatsächlich als weniger stossend empfinden als so manches Wortungetüm, das im Dienst der Entmannung des deutschen Wortschatzes in die Welt gesetzt worden ist. Derweil haben öffentliche Verwaltungen des deutschsprachigen Raums in den letzten Jahren Abertausende von Frau- und Mannstunden in die Erarbeitung von Leitfäden für geschlechtergerechte Sprache investiert. In der Folge bezeichnet sich heute so mancher Lehrer selbst nur noch als Lehrperson, Vereinspräsidenten begrüssen «Mitgliederinnen und Mitglieder», und der Gebrauch von Partizip-Präsens-Ableitungen wie «Studierende» ist inflationär geworden. Dabei ist kein Student, keine Studentin ständig am Nachdenken (und hoffentlich kein Dozierender ständig am Dozieren).

Die Redaktion dementiert

Der Duden und die Duden, sagen wir: die Dudenden selbst, gendern munter mit, indem sich die Online-Version nun mässig verbreitete Schöpfungen wie «Bösewichtin» einverleibt. Nun gut. Doch nährt das nicht den Verdacht, dass der Duden das generische Maskulinum bewusst zu boykottieren beginnt? Versucht er sich am Ende in der mittlerweile verbreiteten Disziplin, das angeblich moralisch einzig Korrekte zur Norm zu erheben und damit einem Sprachwandel auf die Sprünge zu helfen?

Die Duden-Redaktionsleiterin Kathrin Kunkel-Razum weist solches auf Anfrage zurück. Die Neuerung bedeute keinen Eingriff in den Sprach-

gebrauch, sondern bilde nur dessen Veränderung in der Gesellschaft ab. Zudem werde anhand von Beispielen die geschlechtsunabhängige Verwendung der maskulinen Form weiterhin gespiegelt, dabei werde jedoch auch aufgezeigt, dass diese immer umstrittener sei. «Oft wird es als nicht mehr adäquat wahrgenommen, beispielsweise eine Lehrerin als Lehrer zu bezeichnen», heisst es in der Stellungnahme zuhanden der NZZ.

Als die Spitzenkönnerin Tanja Grandits 2019 von Gault Millau als «Koch des Jahres» ausgezeichnet wurde, betonte sie, sich nicht im Geringsten an dieser Begriffswahl zu stören: «Ich bezeichne mich selbst als Koch und bin trotzdem weiblich.» Und gerade die geschlechtsneutrale Verwendung von Pluralformen auf «-er» ist im Alltag weit verbreitet – das zeigen auch gängige Formulierungen wie: «Männliche Raser werden häufiger geschnappt als weibliche.»

Degradiert der Duden diese Gepflogenheiten zur Marginalie, droht er vom Nachschlage- zum Unterschlagewerk zu werden. Noch widersteht seine Redaktion zwar der Versuchung, das grammatisch problematische Binnen-I (LehrerInnen) oder das Gendersternenchen zu adeln. Letzteres allerdings setzt sich nach der Beobachtung von Kathrin Kunkel-Razum «in der Schreibpraxis immer mehr durch – besonders in Kontexten, in denen Geschlecht nicht mehr nur als weiblich oder männlich verstanden wird». Das und Buchstabenketten wie «LGBTQ» lassen erahnen, welch babylonisches Sprachengewirr uns in ein paar Jahren erwarten könnte, falls das generische Maskulinum tatsächlich einmal verdrängt würde.

Schlicht nicht praktikabel

Wenn die Duden-Redaktion findet, in der Online-Ausgabe verdiene jede weibliche Bezeichnung einen eigenständigen Eintrag samt Beispielen, ist dagegen nichts einzuwenden. Doch wie sieht das künftig mit dem gedruckten Universal-

wörterbuch aus? Dazu sei noch keine endgültige Aussage möglich, hält die Redaktionsleiterin fest – mit Verweis darauf, dass der Umfang in Buchform natürlich begrenzt sei. Damit liefert sie gleich ein Hauptargument gegen sklavisches Gendern: Es ist schlicht nicht praktikabel, selbst in einem zweiseitigen Wörterbuch.

Was beispielsweise soll mit Komposita geschehen? Muss, wer sprachlich korrekt einen Arztbesuch ankündigen will, sich künftig mit Konstruktionen wie «Ärztinnen- oder Arztbesuch» vorher die Zunge brechen? Wer «man» durch «frau» ersetzt, muss auch «manche» und «jemand» ächten. Attribute auf «-er» in Kombinationen wie «Schweizer Anwältin» oder «Zürcher Stadtpräsidentin» oder die Bezeichnung «Bundesrat» für unsere Landesregierung wären zu tilgen. Ganz zu schweigen von den zahllosen Redensarten, die es anzupassen gälte: «Mit Mann und Maus» könnte der Alliteration zuliebe zu «mit Frau und Frosch» mutieren, und viele Jagende wären der Häsini Tod.

Nein. Die Sprache ist keine Notdurftanstalt, in der es jede Tür einem Geschlecht zuzuordnen gilt. Sie kann die Verhältnisse dieser Welt weder passgenau abbilden noch verbessern, doch dient sie im Alltag in erster Linie der Kommunikation. Diese soll ohne unnötige Komplikationen und Veranstaltungen stattfinden, und der Duden hat dabei Orientierung zu bieten, auch im Gender-Dschungel. Die neuste Ausgabe hält zwar im Kapitel zu «geschlechtergerechtem Sprachgebrauch» fest, dieser sei auch «ein relevanter Faktor, um Gleichstellung zu realisieren». Ja, der Kampf gegen die reale Benachteiligung von Frauen ist eine zentrale Aufgabe unserer Gesellschaft. Doch der direkte Einfluss von Sprache auf die Wirklichkeit ist in der Wissenschaft erstens höchst umstritten. Und zweitens ist ein Wörterbuch kein Gleichstellungsorgan.